

«Jeder hat Zugang zu philosophischen Fragen»

ZEITFRAGEN In seinem philosophischen Salon diskutiert Roger Hofer über Themen wie das richtige Mass und was Kinder ihren Eltern schulden. Ein Gespräch über den Unterschied zwischen philosophischem und alltäglichem Denken. Hofer ist Lehrer für Philosophie und Deutsch an der Kantonsschule Im Lee.

Was lernen Sie, wenn Sie mit Laien diskutieren?

Roger Hofer: Es fasziniert mich immer wieder, wie viele verschiedene Zugänge zu einer Frage möglich sind. Das interessiert mich mehr als die akademische Auseinandersetzung, die ich natürlich auch kenne. Meine Erfahrung ist, dass sogenannte Laien sehr interessante Aspekte beisteuern können.

Zum Beispiel?

Nehmen wir das Thema, das wir zurzeit diskutieren: «Das richtige Mass: Ist weniger mehr?» Ich

fragte die Teilnehmer als Erstes, welche Assoziationen der Titel bei ihnen ausgelöst hat. Was hat euch daran angesprochen? Was verbindet ihr damit? Darauf sagte jemand, im Titel sei von zweierlei Massen die Rede, von einem metrischen und einem qualitativen. Das hatte ich gar nicht gemerkt. Diese Beobachtung kann ein interessanter Ausgangspunkt sein. **Kann man philosophieren, ohne die grossen und teilweise schwierigen Klassiker gelesen zu haben?**

Das hängt davon ab, welche Ansprüche man an das Philosophieren stellt. Wenn ich an die Teilnehmer im philosophischen Salon denke, dann denke ich, man muss die Klassiker nicht gelesen haben. Jeder hat Zugang zu philosophischen Fragen, wenn ihn das interessiert. Aber um ein Gespräch zu leiten, sollte man sich vorbereiten. Ich setze mich also davor mit einigen Klassikern auseinander. Mit bestimmten Philosophen kann man Erfahrungen machen, die man sonst nirgends machen kann.

Worin unterscheidet sich das Philosophieren vom gewöhnlichen Nachdenken?

Das ist eine komplexe Frage. Ich möchte daran zwei Aspekte unterscheiden. Fragen, die beim Philosophieren ins Spiel kommen, sind oft existenzieller Natur. Dagegen es nicht darum, ob ich diese Anschaffung machen oder jenes Problem angehen soll, sondern um Grundlegendes: Führt mich meine Beschäftigung ans Ziel, bin ich am richtigen Ort? Tut mir das, was ich mache, gut, oder stimmt damit etwas nicht? Das wäre der eine Aspekt. Der andere ist begrifflicher Natur: Philosophieren gibt sich nicht mit dem ersten Ergebnis zufrieden. Es versucht den eigenen Horizont zu reflektieren und fragt sich: Stimmt das jetzt oder muss man es noch einmal kritisch betrachten? In der Hinsicht ist es radikaler als das alltägliche Denken.

«In der modernen Wirtschaft ist das Autonomiekonzept heute ein zweiseitiges Schwert.»

Roger Hofer, Philosophiedozent



«In der Philosophie geht es um Grundlegendes», sagt Roger Hofer. zvg

Darin liegt aber auch eine Gefahr. Welche?

Man muss beim Philosophieren im richtigen Moment aufhören können. Das gilt auch für das Gespräch mit Laien. Man muss merken, wenn es sich im Kreis zu drehen beginnt.

Sokrates, einer der bekanntesten Philosophen, soll gesagt haben: «Ich weiss, dass ich nichts weiss.» Das weiss ich auch ohne Sokrates. Was nützt mir Philosophie?

Im Satz von Sokrates haben die beiden «weiss» nicht dieselbe Bedeutung. Das eine bezieht sich auf Weltwissen, das andere ist Wissen des Wissens, das liegt auf einer Metaebene. Darum ist der Satz nicht nur paradox. Es ist eine Einsicht, die zustande kommt,

wenn man einen Schritt zurücktritt. Darin steckt für mich der Nutzen, den Philosophie haben kann. Es gibt Wissenschaften, die sich mit der Welt befassen. Die Philosophie befasst sich mit dem Denken der Welt, sie ist eine Selbstvergewisserung, eine reflexive Tätigkeit und hat viel mit Orientierung zu tun. Sie liefert eine Art Landkarte, die mir zu wissen hilft, was wichtig ist, worauf ich mich einlassen will.

Hat das Philosophieren auch eine gesellschaftskritische Note?

Beim Thema des richtigen Masses geht es im philosophischen Salon jetzt gerade um das Modell der Lebenskunst bei Friedrich Nietzsche und Michel Foucault. Diese neuzeitliche Selbststeuerung ist gegen die gesellschaft-

lichen Normen gerichtet. Tugenden sind für Nietzsche ein Hindernis, der Einzelne soll sich entfalten. In der modernen Wirtschaft ist dieses Autonomiekonzept heute ein zweiseitiges Schwert. Wir können die Autonomisierungsprozesse überall beobachten. Jeder organisiert die Arbeitsprozesse selbst, die Arbeitszeiten sind frei, es gibt nur noch eine Erfolgskontrolle. Das sieht nach sehr viel Freiheit aus, es kann aber eine neue Form der Kontrolle, der Steuerung sein. Der Einzelne hat die ganze Verantwortung, jeder ist sein eigener Unternehmer. Es liegt also nur an ihm, wenn er keinen Erfolg hat. Jeder muss aus sich selbst das Beste machen, in einem weltweiten Wettbewerb: Dieses Modell der Lebenskunst wird heute in der Wirtschaft in einer verfremdeten Form propagiert. Indem sie über solche Denkmuster nachdenkt, bekommt die Philosophie eine politische Dimension.

Verzeihen und Schuld waren schon Themen in Ihrem philosophischen Salon. Das sind eigentlich religiöse Themen. Ist die Philosophie in Ihren Augen eine Nachfolgerin der Religion?

Nein, ich würde die beiden nebeneinander stellen. Eine religiöse und eine philosophische Lebenshaltung können kombiniert sein, aber die beiden sind nicht aufeinander angewiesen. Philosophie und Religion beschäftigen sich oft mit ähnlichen Fragen, sie lösen sie aber ganz unterschiedlich, sie verwenden nicht dieselben Methoden. Wo in der Religion der Glaube wichtig wird, kommt in der Philosophie schnell der Verdacht der dogmatischen Haltung auf. Es wäre zudem eine Anmassung zu glauben, dass die Philosophie für alle Menschen die Religion ersetzen könnte.

Interview: Helmut Dworschak

Der dritte Abend zum Thema «Das richtige Mass» findet am 5. 12. um 19 Uhr statt. Philosophie am Ober- tor, Obertor 46. Eintritt 40 Franken pro Abend und Person. Anmeldung erforderlich: www.philosophie-am-obertor.com.

Reiner Gesang

ALTE KASERNE Die Stimmkünstlerin Sidsel Endresen und ihr Duopartner Jan Bang waren am Freitag der erste Höhepunkt des Jazzfestivals Unerhört.

Sidsel Endresen summt, spricht, schnalzt, flüstert und singt, und nie weiss man, was als Nächstes kommt. Jan Bang antwortet im Live-Sampling mit einer elektronischen Musik, die man so ebenfalls noch nie gehört hat. Der Dialog der beiden ist ein vielstimmiges, rhythmisiertes Klanggebilde. Am besten schliesst man dazu die Augen, sofort stellen sich Bilder ein. Allerdings verpasst man dann die exzentrische Performance von Bang, der wie ein DJ hinter seinem Tisch tanzt.

Hatte man den Zugang zu dieser experimentellen Musik erst einmal gefunden, folgte man zunehmend fasziniert der Entwicklung der fantastischen Klanglinien: reiner Gesang, wie man ihn selten hört, jenseits aller Konventionen. Er bestand oft aus einer disparaten, geräuschhaften Gemengelage und wurde hie und da liedhaft – umso stärker war dann die Wirkung.

Satter Big-Band-Sound

Der Auftritt des norwegischen Duos war der musikalische Höhepunkt am ersten Abend des Zürcher Jazzfestivals Unerhört. Der Saal der Alten Kaserne hatte sich allerdings beim Auftritt von Endresen und Bang bereits geleert. Zum einen weil derart experimentelle Musik eher wenig Anhänger hat. Zudem waren im ambitionierten Zeitplan der Veranstalter die Umbaupausen nicht berücksichtigt worden, weshalb das letzte von drei Konzerten mit einer Stunde Verspätung begann. Wie schon 2016 wurde das Stadtzürcher Festival in Winterthur eröffnet, aus Solidarität mit dem Verein Jazz in Winterthur, dem die städtischen Subventionen gestrichen wurden.

Zu Beginn hatte die Big Band der Musikhochschule Luzern mit Mike und Kate Westbrook einen dichten Soundteppich hingelegt. Die differenzierten, farbigen Klänge nahmen mit ihrer Präsenz vom ersten Ton an gefangen und überraschten mit einer Komplexität, die eine neue Musik erinnerte. Die Soli schwammen sozusagen gegen den Strom, der Auftritt begann als verspielte Performance im Saal, «A Bigger Show» nennt Westbrook seine Komposition. Leider gingen die Sängerinnen im satten Big-Band-Sound unter, und damit auch das, was sie dem Publikum hatten erzählen wollen.

Das Trio um den Freiburger Pianisten Stefan Aeby verkörperte das genaue Gegenteil zum grossen Sound, es spielte aus der Stille heraus. Durchaus melodios und narrativ, insgesamt trocken und zuweilen abstrakt, dann aber auch wieder mit schönen Klangmalereien, aus denen das Trio einen starken Drive entwickelte (mit André Pousaz, Bass, und Michi Strüz, Drums). So deutete der Abend insgesamt die grosse Bandbreite des aktuellen Jazz an. Das Festival dauert noch bis 3. Dezember. dwo



Jazzsängerin Sidsel Endresen. zvg

Verklärung eines besonderen Abends

NEUE CD Roberto González Monjas ist für das Musikkollegium ein Glücksfall. Seine neueste CD mit Serenaden von Mozart und Schoeck ist ein schönes Zeugnis dafür.

Mit dem Konzertmeister Roberto González Monjas hat das Musikkollegium gleich auch ein weiteres Orchester gewonnen. Das ist nicht wörtlich zu nehmen, aber ein eigenes Format und ein eigenes Gesicht hat das Orchester schon, wenn es mit dem Mann am ersten Pult als Primgeiger und Leiter musiziert. Die neueste CD «Mozart & Schoeck Serenades» feiert dieses Spiel der schlanken klassischen Formation. Die Streicher verbindet Präzision und Verve, die Bläser fallen mit sensibler Klangkultur auf, das Musizieren insgesamt wirkt freudig inspiriert.

Mozarts «Haffner-Serenade» ist aber auch eine erstklassige Vorlage, um den Geist des virtuos-kammermusikalischen Zusammenspiels ohne «Stabführung» zu pflegen und ihn herauszufordern. Denn Mozart verzeiht

bekanntlich nichts. Doch nichts trübt auch das abwechslungsreiche Spiel der Interpreten, obwohl es sich durchaus nicht auf risikofreie, gemächlichen Bahnen bewegt. Da steht das kantige Relief neben dem zarten Strich, ungewollene Melodik neben prickelnder Motorik. Über eine Stunde hält das Hörglück mit dem musikalischen Fluss und der Klangfrische an und es geht über neun Sätze vom festlichen Marsch bis zum sprühenden Allegro des Finales.

Der Spielmann am Fest

Nur an ganz wenigen Stellen könnte man ein bisschen mäkeln: etwa beim gar taktbetonten Einsatz im «Menuetto» (4. Satz), das ja wohl kaum als ein plump-bäuerlicher Tanz zu verstehen ist.

Mozart schrieb die nach dem vornehmen Salzburger Auftraggeber benannte Serenade als 20-Jähriger in einer nicht besonders glücklichen Zeit, als er nach Weingarten suchte, sich von der Heimatstadt zu lösen. Spürt man auch etwas von Melancholie?

Um sein eigenes Glück ging es bei dieser Komposition allerdings nicht, und die «Braut-Musik», die er für den Vorabend der Hochzeit der reichen Bürgerstochter Elisabeth Haffner zu komponieren hatte, schien auch ihn in gute Stimmung zu bringen. Wenn die Vermutung stimmt, dass er die Solovioline der Sätze 2, 3 und 4 selber spielte und damit innerhalb der Serenade mit einem eigentlichen Violinkonzert aufwartete, liegt es sogar nahe, seine eigenen Gefühle und seine eigene Haltung zum Anlass hineinzuinterpretieren.

González Monjas als Solist lädt dazu ein: Da strahlt die liebevolle Melodik des «Andante», die persönliche Anteilnahme am Ereignis zu verraten scheint, Feinheiten des Zusammenspiels wie mit dem Nachklang der Hörner zur Solostimme im Trio des Menuetts wollen den besonderen Abend verklären, und im «Allegro» triumphiert die Bravour der schnellen Finger, mit der sich ein geradezu rossinischer Tausend-sassa vor der Gesellschaft in Sze-

netzt. Auch das gehörte offenbar dazu. Mozart ist aber gerecht und lässt auch Orchesterkollegen mit Soli hervortreten, die Oboe im «Andante» (Nr. 7) oder die Flöte im Trio des «Menuetto galante» lassen sich nicht zweimal bitten. Kurzweilig unterhalten und fesseln soll die Abendmusik; dazu aber auch, und das vermittelt die Aufnahme nicht weniger, die Zuhörer dem Anlass entsprechend in würdige und erhebende Stimmung versetzen.

Schwärmerei und Burleske

So weit und so gut, dass man das Musikkollegium zum «Mozart-Orchester» umbenennen möchte. Aber die CD wartet noch mit einer weiteren Serenade auf, und die gehört einer anderen Epoche an. Othmar Schoecks «Serenade für kleines Orchester» op. 1 kam als Prüfungstück 1907 im Konservatorium Zürich zur Uraufführung.

Die spätromantische Gesellenarbeit hatte für den jungen Komponisten Bestand, er überarbeitete das Werk und führte es mehr-

fach auf. 1915 kam eine retuschierte Fassung im Musikkollegium zur Uraufführung, und noch 1952 liess Schoeck eine Klavierbearbeitung erstellen und meinte danach, man sollte es «eigentlich neu instrumentieren, lockerer, durchsichtiger und leichter».

Dass eine gewisse Schwere zum Stück gehört, macht das Musikkollegium deutlich. So leicht bis burlesk es einsetzt, so leidenschaftlich entwickelt es sich, man denkt auch an Tschaiikowsky. Der «Bolero»-Rhythmus erinnert an die ursprüngliche Konzeption einer «spanischen Serenade», an die Schoeck selber auch eine Art Handlung knüpfte. Ein Ständchen für eine sich zierende Dame soll die Musik illustrieren.

González Monjas und sein Ensemble fesseln mit dem kurzen Werk auch ohne Beihilfe solcher Fantasien bis zum besinnlichen Finale. Herbert Büttiker

«Mozart & Schoeck Serenades», Musikkollegium Winterthur, Leitung: Roberto González Monjas (Claves 50-1710).